

Der Dialog mit dem leeren Stuhl

Gedanken zum Umgang mit
blinden und sehbehinderten
Menschen

von Harald Simon

Dritte verbesserte Auflage

Inhalt:

Vorbemerkung.	3
„Rat mal, wer ich bin!“	4
Der Handschlag.	4
Geht vorbei und wird's wohl nicht gewesen sein.	5
„Leidet Ihr Mann unter Schlafstörungen?“	6
Deutliche Informationen.	7
„Wo ist hier?“	8
„Hier ist ein Glas Wein.“	9
Achtung, die Suppe kommt!	10
Richtiges Führen.	10
Stufe oder Treppe.	12
„Vorsicht, Kopf runter!“	14
Das Platznehmen.	14
Öffentliche Verkehrsmittel, Lokale, Rolltreppen.	15
Einsteigen in ein Auto.	16
„Aber Opa weiß doch sonst alles!“	16
„Ich brauche keine Hilfe!“	17
Zum besseren Verständnis.	19
Gespräche, Diskussionen.	19
Gespräche im geselligen Beisammensein.	20
„Was machst Du da?“	21
Ein Vorurteil.	22
„Nur weil ich blind bin!“	23
„Auf Wiederhören!“	24
Eine Lanze für das Mitleid.	25

Vorbemerkung:

Liebe Leserin, lieber Leser!

Vielen Dank für Ihr Interesse an diesem Thema! Um Ihnen die Lektüre zu erleichtern, möchte ich darauf verzichten, im Text fortwährend zwischen Blinden und Sehbehinderten und dabei noch zwischen weiblichen und männlichen zu unterscheiden. Ich bitte daher um Ihre Zustimmung, wenn ich statt dessen ganz einfach immer von „Blinden“ spreche. Gemeint sind selbstverständlich alle, die, wie ich selbst, auf fremde Hilfe angewiesen sind, weil sie nicht oder nicht ausreichend sehen können.

Unterschiedlich ist die Art und Weise, wie jeder einzelne mit diesem Schicksal umgeht. Der Verlust des Sehvermögens macht die betroffenen Menschen nicht gleich. Ihre charakterlichen Strukturen bleiben erhalten. Darum ergeben sich beim Umgang mit ihnen auch zum Teil erhebliche Unterschiede. Kurz gesagt: Es gibt nicht den einzig richtigen Umgang mit blinden und sehbehinderten Menschen. Diese Schrift kann deshalb nur ein Grundriss sein und allein solche Situationen erörtern, die für die meisten blinden und sehbehinderten Menschen von Interesse sind. Stets jedoch gilt die eiserne Regel: Vergessen Sie nie, dass ein Blinder nicht sehen kann! Dann können Sie nichts falsch machen. Und nun zu den Einzelheiten:

„Rat mal, wer ich bin!“

Wenn sie einem Blinden begegnen, machen Sie sich bitte bewusst, dass er Sie nicht sieht und darum nicht wissen kann, dass Sie anwesend sind. Das kann er nur wissen, wenn er entsprechend informiert wird. Dies geschieht entweder durch die Begleitperson, Beispiel: „Da kommt Frau Schmitz!“, oder durch Sie selbst, indem Sie bei der Begrüßung Ihren Namen nennen. Auch wenn Sie mit dem Blinden gut bekannt oder sogar befreundet sind, ist es zuweilen angebracht, den eigenen Namen zu nennen, denn oft ist der Geräuschpegel, insbesondere auf der Straße oder in einer Straßenbahn, einem Lokal oder Festsaal so hoch, dass der Blinde nicht einmal seinen besten Freund an der Stimme erkennen kann.

Ein Blinder empfindet es im allgemeinen nicht als ein lustiges Spiel, wenn Sie ihn auffordern zu raten, wer Sie sind. Das Spiel „Häschen sag mal Piep!“ gehört in das Kinderzimmer, und selbst dort beruht es auf einer freiwilligen Vereinbarung der Beteiligten.

Der Handschlag.

Im Allgemeinen gibt man sich bei einer Begegnung die Hand. Das gilt selbstverständlich auch, wenn man einem Blinden begegnet. Ein Blinder kann jedoch Ihre grüßbereite Hand nicht ergreifen, weil er diese nicht sieht. Er muss es Ihnen überlassen, seine dargebotene

zu nehmen. Manche Blinde strecken ihre Hand nicht aus, sondern halten sie in Grußhöhe dicht an ihrem Körper. Das wird von der Sorge bestimmt, einen komischen Anblick zu bieten, wenn die grüßbereite Hand ausgestreckt vergeblich darauf wartet, ergriffen zu werden. Es könnte ja sein, dass Sie Ihre von dem Blinden akustisch geortete Position inzwischen, für ihn nicht erkennbar, geändert haben. Wenn sie den Eindruck haben, dass der Blinde nicht sicher ist, ob Sie ihn begrüßen möchten, dann nehmen Sie mit Ihrer linken Hand seine rechte und führen diese mit Ihrer Rechten zusammen. Die meisten Blinden werden gegen dieses freundliche Verfahren nichts einzuwenden haben.

Geht vorbei und wird's wohl nicht gewesen sein.

Unsere blinde Englischlehrerin in der Blindenstudienanstalt zu Marburg/Lahn sagte jedes Mal, nachdem sie unser Klassenzimmer betreten hatte, freundlich: „Ich danke allen, die für mich aufgestanden sind!“ Das Wissen, von einem Blinden nicht gesehen zu werden, verführt manchen dazu, sich den Regeln der Höflichkeit zu entziehen und ihn z.B. nicht zu grüßen. Der Blinde, der das weiß, freut sich darum ganz besonders, wenn der Freund, der Bekannte, der Nachbar, der ihn auf der Straße sieht, gut vernehmlich grüßt oder ihn sogar anspricht. Auf diese Weise Normalität zu erleben und zu erfahren, dass er noch dazu gehört, ist für den Blinden seelisch sehr wertvoll.

Bedenken Sie auch bitte, dass ein Blinder gar nichts davon hat und nicht zurückgrüßen kann, wenn Sie im Vorübergehen nur seiner Begleitperson still zunicken.

„Leidet Ihr Mann unter Schlafstörungen?“

Bei dem Thema Begegnung mit Blinden gibt es einen Punkt, der blinden Menschen besonders viel Kummer bereitet, nämlich die sogenannte „kalte Entmündigung“. Damit ist die verbreitete Neigung gemeint, nicht den Blinden anzusprechen, sondern seine sehende Begleitperson, auch wenn es sich eindeutig um eine Angelegenheit handelt, die ausschließlich den Blinden betrifft. Beispiel: Ich sitze als Patient meinem Arzt gegenüber und dieser fragt meine Frau: „Leidet Ihr Mann unter Schlafstörungen?“ Der Kellner, der mir schon einmal ein Glas Rotwein eingeschenkt hatte, fragt meine Frau: „Trinkt Ihr Mann noch ein Glas Rotwein?“ Die Beispiele sind Legion. Sicherlich beabsichtigen weder der Arzt noch der Kellner, noch andere ähnlich handelnde Personen, einen Blinden auszugrenzen oder ihn gar herabzusetzen und zu kränken. Aber objektiv tun sie es. Zur Erklärung dieses merkwürdigen Verhaltens verweisen manche auf den fehlenden Blickkontakt. Dem entgegen steht aber die verbürgte Tatsache, daß Rollstuhlfahrer und ältere Menschen, die sehen können, nicht selten gleiches erleben, wie z.B. jene ältere Dame, deren Enkelin im Schuhgeschäft von der Verkäuferin gefragt wird: „Welche Schuhgröße hat denn Ihre Oma?“ und dann noch: „Der Schuh steht Ihrer Oma aber gut!“ Doch soll hier nicht laut darüber nachgedacht werden, warum das so ist. Was auch immer an Erklärungen und Rechtfertigungen herangezogen wird: Fest steht, dass in den zitierten Fällen oder ähnlichen

eine direkte Anrede wünschenswert und durchaus möglich gewesen wäre. Wie jeder Mensch, hat auch der Blinde einen Namen, mit dem er angesprochen werden kann. Damit kann er zweifelsfrei erfahren, dass er gemeint ist. Ist Ihnen der Name des Blinden nicht bekannt, können Sie durch eine leichte Berührung mit der Hand deutlich machen, dass Ihre Anrede ihm gilt.

Natürlich gibt es Gründe, auch in Angelegenheiten des Blinden die Begleitperson anzusprechen. Das ist zunächst der Fall, wenn der Blinde zu erkennen gibt, dass er dies wünscht, etwa weil die Begleitperson auf Grund schriftlicher Unterlagen oder aus sonstigen Gründen genauere Angaben machen kann. Ferner, wenn das Erfahrungswissen der Begleitperson nutzbar gemacht werden muss, so z.B. wenn der Blinde auf dem Passamt eine Unterschrift in ein begrenztes kleines Feld setzen soll und der Beamte die Ehefrau fragt: „Kann Ihr Mann selbst unterschreiben?“ Der Beamte geht dabei zu recht von der Überlegung aus, dass nur die Ehefrau auf Grund ihrer Erfahrung weiß, ob ihr Mann dazu in der Lage ist. Es wäre unsinnig, den Blinden zu fragen, denn er kann dies nicht beurteilen, weil er das kleine Schriftfeld nicht sieht.

Zu den Fragen, die ein Blinder mühelos selbst beantworten kann, gehören auch: „Trinkt Ihr Mann den Kaffee mit Milch?“ oder „Möchte Ihr Mann noch eine Praline?“

Deutliche Informationen.

Wenn Sie einem Blinden helfen, denken Sie bitte immer daran, dass er nicht sieht, was sie sehen! Das hört sich

so einfach an, ist es aber keineswegs, denn gefragt ist die Fähigkeit, zwei gänzlich verschiedene Wirklichkeiten zeitgleich zu erfassen und zu koordinieren, nämlich Ihre eigene visuelle und gleichzeitig die vorstellbare des Blinden. Nur wenn sie sich in seine Lage versetzen, können Sie dem Blinden mit deutlichen Informationen das Auge ersetzen.

Wegbeschreibungen, Gebrauchsanweisungen und Bedienungsanleitungen erfüllen ihren Zweck nur, wenn es dem Verfasser gelingt, sich in den Zustand der totalen Unwissenheit des Nutzers zu versetzen und sich vorzustellen, wie dieser mit der Information praktisch umgehen kann. Je weniger ein solches Vorstellungsvermögen entwickelt ist, desto unbrauchbarer werden diese Informationen. Der Blinde, der sich in der Welt zurecht finden will, ist ebenso auf genaue und verständliche Informationen angewiesen. Missglückte Hilfeleistungen beruhen überwiegend darauf, dass der Helfer nicht oder nicht ausreichend die Blindheit bedacht hat. So kann eine wichtige Information unterbleiben oder derart ungenau ausfallen, dass der Blinde eine Situation falsch einschätzt.

Wo ist „hier“?

„Deine Schuhe stehen hier!“, „Der Löffel liegt da!“, „Ich lege Deine Socken hierhin!“

Wenn diese und ähnliche Hinweise nicht durch eine präzise Ortsangabe ergänzt werden, kann der Blinde nichts mit ihnen anfangen. Ein Blinder kann nicht wissen, wo „hier“ ist, wo „da“, wo „dorthin“, „hierher“ und so fort. Sagen Sie also z.B.: „Deine Schuhe stehen hier links neben Deinem Sessel.“ „Der Löffel liegt rechts neben

Deinem Teller“, „Vor Dir auf dem Tisch steht eine Tasse Kaffee“. Also die Ortsangabe ist unbedingt erforderlich.

Ein sehr bewährter Weg, den Blinden über die Verteilung des Menüs auf seinem Teller zu informieren, ist die sogenannte Zifferblattmethode, z.B.: „Das Fleisch liegt auf sechs Uhr, das Gemüse auf zwölf, die Kartoffeln auf neun Uhr“ etc.

Umstritten ist die akustische Ortsbestimmung. Beispiel: Der Freund sagt: „Ich lege die Zange hierher.“ Dabei klopft er mit ihr auf die Stelle, wo der Blinde sie finden soll. Aber dieses Verfahren ist nicht zu empfehlen, weil das erzeugte Geräusch für eine präzise Ortung oft zu diffus ist.

„Hier ist ein Glas Wein!“

Wie soll man einem Blinden ein gefülltes Glas anbieten?

1. Das volle Glas steht vor dem Blinden auf dem Tisch. Wenn man sich mit diesem Hinweis begnügt, überlässt man dem Blinden die Suche. Das kann manchmal dazu führen, dass er das Glas umwirft. Um dieses Risiko zu vermeiden, welches bei hochstieligen Gläsern groß ist, nehmen Sie mit seiner Zustimmung seine Hand und führen diese an den Fuß des Glases. Machen Sie das nicht wortlos, sondern sagen Sie ihm, was Sie vorhaben.
2. Der Gastgeber reicht dem Blinden ein Glas mit den Worten: „Hier ist ein Glas Wein“. Von dieser Methode ist abzuraten. Sie ist riskant, denn oftmals streckt der Blinde darauf erfreut und spontan seine Hand in die Richtung der Stimme des Gastgebers, was nicht

selten zu einer heftigen Kollision mit dem vollen Glas führt. Kann dem Blinden das Getränk nicht an einem Tisch serviert werden, etwa bei einem Stehempfang, so nehmen Sie mit Ihrer linken Hand seine rechte und führen sie zu dem Glas in Ihrer rechten. Diese Methode hat sich stets bewährt, wenn Sie einem Blinden einen Gegenstand in die Hand geben wollen.

„Achtung, die Suppe kommt!“

Umsichtige Kellner unterrichten den blinden Gast beim Servieren über den bevorstehenden Serviervorgang, z.B. mit dem Hinweis: „Ich komme jetzt mit der Suppe von rechts!“ So weiß der Blinde, dass gleich an seiner rechten Schulter vorbei die Suppe vor ihn auf den Tisch gestellt wird. Dank dieser Instruktion wird er sich nicht nach rechts seinem Nachbarn zuwenden, weil sonst ein Zusammenstoß mit der Suppe stattfindet. Ein Blinder kann sich auch hier nur dann situationsgerecht verhalten, wenn er die nötigen Instruktionen bekommt. Das gleiche gilt, wenn z. B. die freundliche Gastgeberin Kaffee oder Tee nachschenkt. Geschieht dies schweigend und kommentarlos, kann es geschehen, dass der Blinde plötzlich die Tasse näher zu sich heranzieht oder zum Mund führt, so dass der Strahl aus der Kanne die Tischdecke oder die Untertasse trifft.

Richtiges Führen.

Bevor Sie einen Blinden führen, fragen Sie ihn bitte, wie er es gern hätte. Alle Blinden haben sich an eine bestimmte Methode gewöhnt. Das beginnt schon damit, dass der eine lieber links von Ihnen geht, ein anderer

aber lieber rechts. Von den verschiedenen Methoden, einen Blinden unter normalen Bedingungen zu führen, sollen hier die folgenden erwähnt werden:

1. Der Blinde hakt sich bei Ihnen unter.
Diese Methode hat folgende Vorteile:
 - a) Da er Ihren Unterarm fasst, kann der Blinde Ihre Gehrichtung fortwährend spüren und fast gleichzeitig nachvollziehen.
 - b) Sie sind dem Blinden stets ein wenig voraus, so dass Sie immer vor ihm ein Hindernis, wie z.B. eine Stufe erreichen. Dann kann er an Ihrer Bewegung merken, dass Sie die Stufe hinauf oder hinunter gehen. Da es durchaus sein kann, dass der Blinde an Ihrer Seite träumt, ist es aus Gründen der Vorsicht gut, wenn Sie zusätzlich verbal auf das Hindernis aufmerksam machen.
2. Sie haken sich bei dem Blinden ein. Bei dieser Methode entfallen allerdings alle genannten Vorteile. Jetzt erfährt der Blinde die Gehrichtung allein dadurch, dass Sie ihn mit Körperkraft in die gewünschte Richtung drücken oder drehen. Außerdem erreicht er das Hindernis, wie im Beispiel die Stufe, vor Ihnen, so dass Sie ihn zurückhalten müssen, es sei denn, er benutzt einen Taststock.
3. Noch problematischer ist es, nur seinen Oberarm zu umfassen oder den Blinden an einer Hand hinter sich her zu ziehen. Da er bei diesen Methoden auch nicht ungefähr ahnen kann, wo es lang gehen soll, sind Sie gezwungen, ihn in

die gewünschte Richtung zu drehen, zu schieben oder zu ziehen, ein für den Blinden sehr unerfreuliches Manöver.

4. Die meisten Blinden mögen es ganz und gar nicht, wenn man sie vor sich herschiebt. Allerdings erfordern außergewöhnliche Situationen Führungsmethoden, die normalerweise nicht taugen und nur sehr kurze Wege vorsehen, wie z. B. bei engen Passagen in Praxisräumen oder zwischen Stuhlreihen etc. Wenn reichlich Platzvorhanden ist, wie z. B. auf einer breiten Promenade oder einem gepflegten Waldweg, können Sie mit dem Blinden auch Hand in Hand gehen. Damit bei unterschiedlicher Körpergröße die Arme und Schultern nicht verkrampfen, empfiehlt es sich bei längeren Wanderungen gemeinsam einen Ring (z. B. einen Wurfing oder Tauchring) anzufassen und so den Größenunterschied auszugleichen.

Stufe oder Treppe.

Nähern Sie sich mit einem Blinden einer Stufe, sagen Sie ihm dies frühzeitig und nicht erst, wenn seine Schuhspitze den Beginn der Stufe schon erreicht hat. Jeder Mensch benötigt eine Schaltsekunde, um sich auf eine veränderte Situation einzustellen. Darum ist es gut, wenn Sie außer der Ankündigung bei der Annäherung auch die Gehgeschwindigkeit merklich verringern. Verwendet der Blinde keinen Stock, mit dem er den Beginn der Stufe ertastet, so informieren Sie ihn, dass er am Beginn der Stufe ist, z. B. mit dem Wort „jetzt!“ Es ist sehr wichtig, dem Blinden zu sagen, ob es sich um eine

Stufe nach oben oder eine nach unten handelt, denn er wird stolpern oder fallen, wenn seine diesbezüglichen Vorstellungen verkehrt sind.

Besonders schlimm kann es werden, wenn eine Treppe fälschlich als Stufe angekündigt wird! Mit dem Wort „Stufe“ verbindet man die Vorstellung, dass es nur eine einzige ist und der Weg anschließend wieder horizontal weitergeht. Darum wäre in diesem Fall eine Treppe eine böse Überraschung.

Was für die Stufe gilt, nämlich der Hinweis, ob sie nach oben oder nach unten führt, gilt natürlich auch für die Treppe. Gehen Sie eine Treppe aufwärts, sagen Sie bitte, oben angekommen: „Schluss!“

Hierdurch vermeiden Sie, dass der Blinde in die Luft tritt, weil er meint, da sei noch eine Stufe. Handelt es sich nur um wenige Stufen, welche die Bezeichnung „Treppe“ nicht verdienen, so sagen Sie bitte nicht „Stufen“, weil der Buchstabe „n“, der die Mehrzahl ausdrückt, leicht überhört und unverstanden bleiben kann. Sagen Sie der Deutlichkeit wegen: „Mehrere Stufen“ oder etwas ähnliches. Wenn möglich, nennen Sie die Zahl der Stufen.

Wenn Sie einen Bürgersteig oder eine andere höher gelegene Ebene verlassen oder betreten wollen, so lassen Sie den Blinden die Grenzkante nicht in schräger Richtung, sondern im rechten Winkel, also frontal kreuzen. Zum Thema Führen gehört noch folgender Hinweis: Ein Blinder ist rechtlich anerkannt nicht nur "außergewöhnlich gehbe-hindert", weil er sich in fremder Umgebung nicht ohne fremde Hilfe bewegen kann. Er gilt auch als "stehbehindert", weil er allein gegebenenfalls nicht erkennen kann, dass auf ihn eine Gefahr zukommt, die er nur durch Ausweichen

abwenden könnte, oder dass er für andere ein für ihn nicht erkennbares Hindernis bildet.

Ein Blinder kann nicht einmal gefahrlos allein im Freien einen Schoppen trinken, weil er nicht weiß, ob auf dem Rand des Glases eine Wespe sitzt.

„Vorsicht! Kopf runter!“

Wenn Sie einen Blinden führen, müssen Sie nicht nur auf Stufen, Treppen und sonstige Hindernisse am Boden achten, sondern auch auf Objekte in seiner Kopfhöhe z. B. Türstürze, Unterzüge oberhalb von Treppen, Außenmarkisen vor Ladengeschäften und dergleichen. Hunde, die zu Führhunden ausgebildet werden, lernen, auch auf Objekte in menschlicher Kopfhöhe zu achten, indem man ihnen ein leichtes Gestell aufsetzt, das einer menschlichen Körpergröße entspricht. Was für die Orientierung nach oben gilt, ist auch für die Seite zu beachten. Mit einem Blinden an Ihrer Seite ist Ihre Spur mindestens doppelt so breit. Zwischenräume oder seitliche Hindernisse, die Sie passieren müssen, sind unter diesem Gesichtspunkt einzuschätzen, damit der Blinde nicht anstößt.

Das Platznehmen.

Zu den führungstechnisch schwierigsten Aufgaben gehört es, einen Blinden an eine Sitzgelegenheit so heranzuführen, dass er problemlos Platz nehmen kann. Da hier nicht alle denkbaren Situationen besprochen werden können, muss ich mich auf Grundsätzliches beschränken. Nennen Sie dem Blinden kurz die Art der

Sitzgelegenheit (Stuhl, Sessel, Sofa, Bank) und führen Sie ihn so nahe an diese heran, dass er selbst deren Position feststellen kann. Nähern Sie sich der Sitzgelegenheit von hinten, oder von der Seite, dann legen Sie eine Hand des Blinden auf die Oberkante der Rückenlehne oder Armlehne. Kommen Sie von vorn und haben die Sitzfläche erreicht, sagen Sie: „Rumdrehen, jetzt setzen!“ Es ist nicht gut, wenn Sie diese Drehung bereits weit vor der Sitzgelegenheit durchführen und den Blinden dann wie ein Pferd rückwärts bugsieren, bis er am Ende gegen die Sitzfläche stößt und auf diese herabfällt.

Öffentliche Verkehrsmittel, Lokale, Rolltreppen.

Wenn Sie ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen, sorgen Sie dafür, dass der Blinde beim Einsteigen und Aussteigen einen Griff zu fassen bekommt. Hierzu nehmen Sie seine Hand und legen diese auf einen Griff oder an eine Haltestange. Dabei soll der Blinde kooperieren, d. h.: z. B.: Wenn der Griff rechts ist, und Sie sagen ihm dies, dann soll er seine rechte Hand ausstrecken, welche Sie ergreifen und an den Griff oder die Stange legen. Muss beim Ein-oder Aussteigen ein Höhenunterschied mittels Stufenüberwunden werden, sagen Sie ihm dies möglichst unter Angabe der Stufenzahl. Können Sie ein Verkehrsmittel oder ein Lokal mit dem Blinden nicht gleichzeitig, also nicht nebeneinander betreten, ergibt sich die Frage, wer vorausgehen soll. Die Meinung hierüber ist unter Blinden geteilt. Da ich als Blinder nicht erkennen kann, was mich beim Betreten eines Verkehrsmittels oder Lokals erwartet, lasse ich meiner Begleitung den Vortritt. Wollen Sie mit dem Blinden eine Rolltreppe benutzen, bleiben

Sie mit ihm dicht vor dieser kurz stehen und sagen dann kurz z.B. „Jetzt!“ Lläuft die Rolltreppe aufwärts, sollte der Blinde sein Körpergewicht nach vorn verlagern, damit er nicht das Gleichgewicht verliert, wenn er beim ersten Schritt auf die Linie tritt, die sich im nächsten Moment zur Stufe hochwölbt. Auf das Ende der Rolltreppe kann er sich gut vorbereiten, indem er den Handlauf zur Linken anfasst, denn dieser senkt sich gegen Ende deutlich. Schließlich ist dem Blinden zu empfehlen, gegen Ende die Schuhspitzen etwas anzuheben, damit er nicht hängen bleibt, wenn die letzte Stufe unter ihm verschwindet.

Einsteigen in ein Auto.

Der Blinde muss wissen, welchen Platz er im Auto einnehmen soll, vorn rechts, hinten links oder rechts, denn wenn er z. B. an der linken hinteren Tür steht und meint, er sei an der Beifahrertür vorn rechts, gibt es Probleme. Führen Sie den Blinden zwischen die geöffnete Tür und die Türöffnung und legen, wenn sich die Tür auf der rechten Fahrzeugseite befindet seine rechte Hand auf die Oberkante der geöffneten Tür. So kann er auch feststellen, wie weit er sich zum Einsteigen herunterbeugen muss. Links hinten ist natürlich die linke Hand für diese Orientierung zuständig. Ein zweitüriges Fahrzeug erfordert weitere Informationen.

„Aber Opa weiß doch sonst alles!“

Eines Tages führt Fritzchen zum ersten mal seinen blinden Großvater. Dabei vergaß er, ihn auf eine Stufe aufmerksam zu machen. Großvater stolperte und fiel.

Als man Fritzchen mit freundlichem Ernst vorhielt, Großvater habe nicht wissen können, dass dort ein Stufe war, sagte Fritzchen erstaunt: „Aber Opa weiß doch sonst alles!“ Laut Gesetz ist ein Blinder „hilflos“. Darum steht in seinem amtlichen Ausweis der Buchstabe „H“. Die Vorstellung von Hilflosigkeit erfasst zunächst die ganze Person. Erst wenn man einen Blinden näher kennen lernt, zeigt sich nicht selten, dass sich die Hilflosigkeit lediglich auf die realen Bereiche des Lebens beschränkt und er dort, wo Geist und Gedanken frei schweben, keineswegs hilflos ist. Im Gegenteil kann er in diesen Lebensrevieren stärker und hilfreicher sein, als mancher Sehende. Das Verhängnis, wie es im obigen Beispiel von Fritzchen verkörpert wird, besteht in der, wie es scheint, Unverträglichkeit zweier Erscheinungsformen des Blinden. Der blinde Großvater, der die Weltzusammenhänge durchschaut und erkennt, ist nicht in der Lage, eine Stufe wahrzunehmen. Diese beiden gegensätzlichen Wirklichkeiten zusammenzubringen, fällt oft schwer. Das eine lässt das andere leicht vergessen und umgekehrt, denn die körperliche Hilflosigkeit lässt leider manche Menschen vermuten, dass Defizite auch im Bereich geistiger und seelischer Kräfte anzutreffen seien.

„Ich brauche keine Hilfe.“

Gleiches Schicksal macht nicht gleich. Gemeinsam ist blinden Menschen lediglich die Problemlage bei ihrer Begegnung mit ihrer Umwelt. Aber wie sie mit diesen Problemen umgehen ist recht verschieden, weil charakter- und mentalitätsabhängig. Ein fröhliches und lebensbejahendes Gemüt geht an Probleme und Erschwernisse anders heran, als ein dem

Leben abgewandter, entschlossloser Typ. Solche Charakterzüge prägen auch unterschiedlich die Verhaltensweisen von Blinden und Sehbehinderten bei Angebot und Entgegennahme von Hilfeleistungen. Manch freundlicher Mensch, der einem Blinden auf der Straße seine Hilfe angeboten hatte, musste zu seiner Überraschung und Enttäuschung eine Zurückweisung erfahren. Leider ist oft die Folge, dass dieser hilfsbereite Mitmensch ein gleiches Hilfsangebot bei anderer Gelegenheit einem anderen Blinden gegenüber nicht wiederholt.

Eine derartige Zurückweisung kann verschiedene Gründe haben. Der harmloseste ist der, dass der Blinde die angebotene Hilfe nicht benötigt, was aber der Hilfsbereite nicht erkennen und nicht wissen kann. Auch ist es verständlich, wenn er meint, dass der gewiss tüchtige Führhund vielleicht doch noch einen Hilfsbedarf übrig lässt. Die Annahme, der Blinde werde sich weniger intensiv konzentrieren müssen und darum seine Nerven entlasten, wenn er eine stark befahrene Straße nicht allein mit seinem Führhund, sondern zusätzlich in menschlicher Begleitung überquert, ist daher ein durchaus zutreffender und freundlicher Gedanke. Da die Hilfsbereitschaft zu den kostbarsten Tugenden des Menschen zählt, die es im wohlverstandenen Interesse aller hierauf Angewiesenen zu bewahren gilt, ist der Blinde nicht nur aus Gründen der Höflichkeit gehalten, die Ablehnung eines Hilfsangebotes so zu begründen, dass kein Schaden entsteht. Unter Umständen ist es sogar angebracht, eine angebotene Hilfe selbst dann anzunehmen, wenn sie eigentlich nicht erforderlich ist. Es wird immer gesagt: Geben sei seliger als Nehmen, aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Das Nehmen, genauer gesagt, das Annehmen, welches dem Geber Freude bereitet, fällt vielen Menschen sehr schwer, weil

sie sich dabei in der Rolle des Unterlegenen, des Schwächeren, des Ärmern sehen und empfinden. Das ist auch manchmal bei Blinden anzutreffen, die Hilfe selbst dann zurückweisen, wenn sie erforderlich wäre. Sie empfinden die Notwendigkeit, Hilfe annehmen zu müssen, als eine Art Niederlage und die Hilfe als Darstellung von Überlegenheit. Diese unselige Einstellung führt leider auch zu einer völligen Verkennung und einer Fehlinterpretation des Mitleids, das häufig mit einer herablassenden Mitleidigkeit verwechselt wird. Hiervon wird noch an anderer Stelle zu sprechen sein.

Zum Besseren Verständnis.

Es gibt Schwierigkeiten und Pannen, vor denen ein Blinder kaum bewahrt werden kann. Von solchen Schwierigkeiten soll jetzt gesprochen werden, damit die sich hieraus ergebenden Verhaltensweisen des Blinden verständlich erscheinen.

Gespräche, Diskussionen.

82 Prozent aller Eindrücke vermittelt das Auge. Zum erlebnisfähigen Rest, der dem Blinden verbleibt, gehören in erster Linie Unterhaltungen, Gespräche, Diskussionen, kurzum die Kommunikation. Hierbei ist der Blinde zuweilen benachteiligt, denn nur die Beobachtung des Augen- und Gesichtsausdrucks des oder der Gesprächspartner macht es möglich, die eigene Rede synchron so zu gestalten, dass sie nicht schadet und der eigenen Sache förderlich ist. Wenn man erkennt, dass den anderen die eigene Rede langweilt, was er

normalerweise nicht äußert, so kann man sie entweder würzen oder das Thema wechseln. Man kann auch am Gesichtsausdruck wahrnehmen, ob man mit seinen Ausführungen eine wunde Stelle des anderen berührt, so dass es Takt oder Klugheit gebieten, sie zu beenden. Man kann erkennen, ob die eigenen Ansichten zustimmendes Kopfnicken hervorrufen oder Skepsis und Ablehnung oder gar Zornesröte. Alle solche optischen Wahrnehmungen haben eine Art Lotsen-funktion im klippenreichen Fahrwasser einer Diskussion. Dieser wertvolle „Lotse“ fehlt dem Blinden. Aber man kann von sehenden Gesprächspartnern nicht erwarten, dass sie eigens für den Blinden ihre Reaktionen mit Worten hörbar machen, wenn sie es normalerweise nicht täten.

Gespräche im geselligen Beisammensein.

Das Fehlen der Möglichkeit, andere zu beobachten, hat weitere Nachteile, die für den Blinden bedrückend sein können. Hierher gehört in erster Linie der „Dialog mit dem leeren Stuhl“. Beispiel: Der Blinde erzählt seiner Tischnachbarin eine hochinteressante Geschichte oder einen wirklich guten Witz und wundert sich, dass keinerlei Reaktion erfolgt, bis plötzlich jemand, der das beobachtet hat, über den Tisch ruft: „Die Dame ist nicht mehr da!“ oder der Gesprächspartner am Tisch gegenüber antwortet nicht mehr, weil er nach seinen letzten Worten seinen Platz verlassen hat. Es gibt wohl kaum einen Blinden, der diese deprimierende Erfahrung noch nicht gemacht hat. Darum ist er nie sicher, ob die Stille ihm gegenüber oder neben ihm Schweigen oder Abwesenheit bedeutet. Diese Unsicherheit führt nicht selten dazu, dass der Blinde in Schweigen verfällt, weil er nicht riskieren will, mit einem „leeren Stuhl“ zu reden.

Manche Blinde fassen sich ein Herz und fragen: „Sind Sie noch da?“ oder tasten und fühlen vorsichtig, ob der Stuhl der Dame neben ihm frei ist, was als Annäherungsversuch missdeutet werden kann, wenn die Dame dort noch sitzt. Es ist unbestritten, dass Sie, liebe Leserin und lieber Leser, viele der aufgeführten Nachteile des Blinden beim besten Willen nicht vermeiden oder ausgleichen können. Mit solchen Nachteilen muss ein Blinder leben und fertig werden. Aber einen wirklich großen Gefallen können Sie ihm erweisen: Wenn Sie mit einem Blinden sprechen, und Sie müssen aus irgendeinem Grund Ihre innegehabte Position verlassen, die der Blinde im Gespräch akustisch geortet hatte, so teilen Sie es ihm bitte mit! Sagen Sie ihm ganz einfach: „Ich bin mal eben weg!“ oder eine ähnlich deutliche Information.

Die Unfähigkeit, den Partner zu sehen, führt manchmal auch dazu, dass der Blinde, ohne es zu wissen und zu wollen, unhöflich ist. Beispiel: Der Gesprächspartner hat sich soeben einen Bissen in den Mund gesteckt und zu kauen begonnen, als der Blinde fragt, wie es seiner Katze gehe. Der andere fühlt sich gestört und getrieben, den Bissen möglichst rasch zu schlucken, um antworten zu können.

„Was machst Du da?“

Es heißt, Blinde seien misstrauisch. Wie kommt es zu dieser Ansicht? In den Verdacht, misstrauisch zu sein, geraten leicht Menschen, die ihre Umgebung, insbesondere ihre Mitmenschen aufmerksam mustern und beobachten. Die Frage: „Was machst Du da?“ klingt misstrauisch, kann aber auch ein Ausdruck von

harmloser Neugier oder eines verständlichen Informationsbedürfnisses sein. Der Frager möchte gern wissen, was hier vor sich geht und warum. Genau hier beginnt das Dilemma des Blinden, das ihm manchmal den Ruf einbringt, misstrauisch zu sein. Dem sehenden Menschen verschafft das Auge still und unauffällig präzise Informationen über alles, was die Menschen in seiner sichtbaren Umgebung tun. Der Blinde, der diese Möglichkeit nicht hat, ist darauf angewiesen, diesen Mangel durch Fragen zu kompensieren. Er hat als mündiger Mensch das Recht zu wissen, was sich in seiner Umgebung abspielt. Die Frage: „Was machst Du da?“ ist kein misstrauisches Verhör. Sie dient allein seinem verständlichen Informationsbedürfnis, das manchmal auch eine beunruhigende Ungewissheit beenden soll. Darum ist dem verständigen Menschen zu danken, der ihm von sich aus berichtet, was um ihn her geschieht.

Ein Vorurteil.

Die wünschenswerte Normalität im Umgang mit blinden Menschen wird durch die verbreitete Neigung gestört, alle Reaktionen und Befindlichkeiten auf die Blindheit zurückzuführen, und zwar selbst dann, wenn offensichtlich ist, dass sich der Sachverhalt im Normbereich befindet. Ein Beispiel soll für viele stehen: Am hellen Sonntagmittag beginnt unter dem Schlafzimmerfenster ein Motorrasenmäher mit Getöse zu rattern. Der Blinde öffnet das Fenster und beschwert sich über diesen ruhestörenden Lärm zur Unzeit. Er bekommt zur Antwort, dass Blinde bekanntlich besonders geräuschempfindlich seien. So wird ein Vorgang, der einen Sehenden genau so gestört hätte,

relativiert und angeblich erst durch die Blindheit zu einem Missstand. Da Blinde dieses Verfahren der Schuldumkehr oft erfahren haben, trauen sich viele von ihnen nicht mehr, einen Missstand zu kritisieren und ertragen ihn lieber, als eine Diskussion über die Normalität ihres Nervensystems und ihrer mentalen Beschaffenheit.

Hier noch ein weiteres Beispiel: Als ich meinen Schuster bat, eine störenden Naht im Hacken meines Wanderschuhs zu glätten zeigte er volles Verständnis mit den Worten: „Blinde haben ja bekanntlich besonders empfindliche Füße!“ Diese Naht hätte jeden Wanderer geplagt.

Bei Ärzten kann man nicht selten erleben, dass ihre Diagnose „Blindheit“ lautet. Organstörungen sind dann aus ihrer Sicht nur eine Folge der Blindheit, also rein psychosomatisch. Beispiel: Der Arzt sagt: „Es ist ja ganz klar, dass Sie infolge Ihrer nervlichen und seelischen Belastung durch Ihre Blindheit Herzbeschwerden und Bauchschmerzen haben.“ Ein Medikament gegen Depressionen sollte helfen. Es war jedoch der gereizte Blinddarm. Ältere Patienten machen ähnliche Erfahrungen. Da ist oft der altersbedingte Verschleiß an allem schuld.

„Nur weil ich blind bin!“

Es soll aber auch erwähnt werden, dass Blinde, wie auch andere Behinderte, in der Gefahr sind, in ihrer Behinderung den alleinigen Grund für ihre Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen zu suchen. „Der meidet mich, nur weil ich blind bin!“ Das kann sein, muss es aber nicht, denn, wie schon

ausgeführt, ist ein Blinder kein konturloses Wesen, sondern eine Persönlichkeit mit allen ihren individuellen Charakterzügen und Eigenschaften. Das bedeutet, dass auch im Verhältnis zu einem Blinden das Gesetz von Sympathie und Antipathie gilt. Schließlich ist noch zu bedenken, dass der Blinde als Teil der Gesellschaft, wie alle anderen Menschen auch, jeweils einer bestimmten sozialen Schicht angehört und darum auch gesellschaftliche Grenzerfahrungen macht. Also ist auch hier nicht die Blindheit die Ursache für Zurückhaltung oder gar Ablehnung.

„Auf Wiederhören!“

Manche fragen besorgt, ob sie im Umgang mit Blinden das Wort „sehen“ gebrauchen dürfen, ohne befürchten zu müssen, als taktlos zu gelten. Der wünschenswerten Normalität im Umgang mit Blinden wäre es sehr zuträglich, das gebräuchliche Vokabular zu verwenden und von vermeintlich gebotenen Sprachverrenkungen abzusehen. Beginnen wir mit dem Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen!“ Er drückt den Wunsch aus, einander erneut zu begegnen. Ein verständiger Blinder weiß, dass hier das Wort „sehen“ für „begegnen“ steht. Die betonte Abweichung von der Normalität, die mit den Worten „Auf Wiederhören!“ geschieht, ist für den Blinden eher bedrückend, denn sie unterstreicht und verdeutlicht seine Situation unnötig. Ein Blinder ist für jeden Beitrag zur Unauffälligkeit dankbar. Falls Sie sich scheuen, einen Blinden mit einem „Auf Wiedersehen!“ zu verabschieden, können Sie eine der zahlreichen anderen Floskeln benutzen, wie z.B. „Tschüss“, „Servus“, „Bis demnächst“ oder dergleichen.

Das Wort „sehen“ beschreibt mehr als einen nur optischen Vorgang. Unsere Sprache hat dafür viele Beispiele: „mal sehen!“ oder „mal gucken!“ als gebräuchliche Floskel für einen Denkvorbehalt. Weitere Beispiele: „Das sehe ich nicht so!“, „Das sehe ich anders!“, „Ich kann nicht sehen, wie das finanziert werden soll“. Oft steht „sehen“ für „erkennen“. Man spricht von „der Sicht der Dinge“, genau wie man umgekehrt das Wort „blind“ verwendet, wenn eine Tatsache nicht erkannt und nicht begriffen wird.

Jedem Blinden, der aufgeschlossen am Leben teilnimmt, ist klar, was und wie es gemeint ist, wenn z.B. ein Fremdenführer sagt: „Links oben sehen Sie die Burg Ritterstein“. Gänzlich daneben ist die Bemerkung (und dies ist ein Eigenerlebnis): „Wenn Sie sehen könnten, dann würden Sie oben links die Burg R. sehen.“ Die meisten Blinden haben keine Scheu der Einfachheit halber und der Normalität wegen Vokabeln aus dem optischen Bereich zu benutzen. Leider geschieht es nicht selten, dass ein Blinder zu hören bekommt: „Schade, dass Sie das nicht sehen können!“ Gewiss steht dahinter ein gut gemeintes ehrliches Bedauern. Aber ein solcher Hinweis ist ebenso sinnlos und nutzlos, wie deprimierend.

Eine Lanze für das Mitleid.

In einem Videofilm informierte die Hauptfürsorgestelle in Hildesheim über die berufliche und medizinische Rehabilitation eines unfallbedingt, körperbehinderten jungen Mannes. Der Filmtitel lautete: „Nur kein Mitleid!“ Das ist ein Ausspruch, der oft von Behinderten zu hören ist. Genau betrachtet erscheint es zweifelhaft,

ob sie meinen, was sie sagen. Wollen sie wirklich kein Mitleid? Können sie tatsächlich auf Mitleid verzichten? Die Klärung dieser Fragen erfordert eine genaue Begriffsbestimmung. Was ist Mitleid? Diese Frage beantwortet eigentlich schon das Wort selbst. Mitleid bedeutet, mit jemandem leiden. Es ist eine Regung des Herzens, die, wie das Mitgefühl, die innere Verfassung eines Anderen, zu erkennen und nachzuvollziehen sucht. Das Mitleid ist die wohl intensivste Form des Mitgefühls, weil es das fremde Leid im eigenen Herzen spürbar macht. Auch wer Mitleid oder Mitgefühl ablehnt, wird ehrlicherweise einräumen müssen, dass er es unter einem anderen Namen und in einer anderen Erscheinungsform herbeiwünscht, so z.B. in der Gestalt des Verständnisses. Verständnis kommt von verstehen und verstehen kann man einen anderen Menschen nur, wenn man sich in seine Lage versetzt, also diese mitfühlt. Es gibt kein Leben ohne Schwierigkeiten und Probleme, deren Härtegrad kaum objektiv beurteilt werden kann, weil die Menschen unterschiedlich belastbar sind. Beklagenswert einsam ist jedoch in jedem Fall, wer ganz allein mit seinem Schicksal und den sich aus ihm ergebenden Problemen umgehen muss. Zwar muss man letztendlich mit allem allein fertig werden, doch ist es wohltuend und damit schon hilfreich, mit diesen Schatten nicht allein sein zu müssen. Die Fähigkeit zum Mitleid ist der Boden, auf dem wirksame und ausdauernde Hilfsbereitschaft am besten gedeiht. Wahres Mitleid ist immer tätiges Mitleid, das seine Möglichkeiten auch im Gespräch, im Gebet und in der Bekundung einer von Herzen kommenden Verbundenheit erkennt. Das bloße Betrachten fremden Leidens, ohne sich von ihm anrühren und zum Beistand aufrufen zu lassen, ist ein moralischer Herzstillstand. Hier treffen wir auch auf den Geist, der die eigene

Untätigkeit und Abkehr mit der Erklärung rechtfertigt: „Die wollen ja kein Mitleid!“ Dabei muss allerdings gesagt werden, dass sich unter ihnen vermutlich manche befinden, die auf Grund des zitierten Ausspruches tatsächlich glauben, ihre Hilfe sei unerwünscht. Behinderte Menschen brauchen Hilfe und Rehabilitation, also Hilfe zur Selbsthilfe, um ihre Hilfsbedürftigkeit auf ein Mindestmaß zu begrenzen. Diesen Wunsch zu verstehen und zu erfüllen, verlangt die Fähigkeit, sich in die Lage des behinderten Menschen zu versetzen und seine Nöte zu erkennen, eine Fähigkeit, die nur ein in Mitmenschlichkeit wirksames Mitleid hervorbringt.

Was behinderte Menschen nicht wollen, und das meint vermutlich der Ausspruch: „Nur kein Mitleid!“, ist das hohle Getue, das in der Maske des Mitleids daherkommt und ihnen rührselig herablassend auf die Schulter klopfte. Dieses Pseudomitleid ist eine Folge sentimentaler Regungen, denen der Impuls zur hilfreichen Tat fehlt. Die Neigung, die manche Menschen nach Gelegenheiten suchen lässt, sich anderen überlegen zu fühlen und dies zu zeigen, findet hier ihre Jagdgründe. Das Verlangen „Nur kein Mitleid!“ bedeutet wörtlich genommen, behinderte Menschen „mitleidlos“ zu behandeln. Das wäre nach allgemeinem Sprachverständnis empörend inhuman. So kann es auch nicht gemeint sein. Das beweist die Tatsache, dass die Behinderten zu Recht fordern, ihrer eingeschränkten Mobilität und den sich daraus ergebenden Erschwernissen im öffentlichen Leben mit hilfreichen Maßnahmen Rechnung zu tragen. Damit appellieren sie an das einführende Verständnis der Gesellschaft, also an das Mitleid, in dessen Geist auch die eingangs erwähnte Behörde handelte, als sie jenem jungen Mann

half, mit seinem schweren Schicksal zurecht zu kommen.

Der Begriff „Mitleid“ sollte daher seinem guten Sinn entsprechend positiv besetzt und klar von der tauben, rein sentimental und herabsetzenden Mitleidigkeit unterschieden werden. Wahr ist auch, was der Volksmund spricht: „Von den vielen Türen, durch welche die Liebe hereintritt, ist das Mitleid die weiteste!“

Harald Simon wurde als Schüler 1943 Luftwaffenhelfer in einer Flakbatterie und 1945 Soldat. An der Ostfront verlor er durch eine Schussverletzung beide Augen. Nach russischer Kriegsgefangenschaft beendete er seine Schulausbildung 1947 an der Blindenstudienanstalt in Marburg/Lahn mit dem Abitur, studierte anschließend Jura an der Universität Bonn und war von 1956 bis 1988 Richter am Amtsgericht sowie anschließend bis 2007 ehrenamtlicher Richter am Landessozialgericht NRW.